

Ali Rattansi, *Racism. A Very Short Introduction*, Oxford University Press, Oxford etc. 2007, 194 S., brosch., £ 6.99/\$ 9.95.

Der Verlag empfiehlt den Einführungstext von Ali Rattansi zum Stichwort Rassismus für »[g]eneral readers interested in racial issues in society, and students studying sociology, literature, history, and postcolonialism«. Gemäß der Konzeption der Reihe der »Very Short Introductions«, in der Ali Rattansis Buch erschienen ist, darf man keine material-gesättigte und quellennahe Studie erwarten, wohl aber davon ausgehen, einen knappen und kundigen Überblick über die verschiedenen Dimensionen des Problems zu bekommen. Diese Erwartung wird von der Verlagsankündigung unterstützt: *Das Buch* »incorporates the latest research to demystify the subject of racism and explore its history, science, and culture. It [...] sheds light not only on how racism has evolved since its earliest beginnings, but will also explore the numerous embodiments of racism, highlighting the paradox of its survival, despite the scientific discrediting of the notion of ›race‹ with the latest advances in genetics«.¹

Ein solches Versprechen löst der Autor allerdings nur bedingt ein. Zwar argumentiert er durchweg gegen ein politisch verkürztes Rassismusverständnis, das auf »over-hasty definitions, lazy generalizations, and sloppy analysis« (S. 1) beruht. Auch verwendet er dazu eine Reihe aktueller Beispiele, mit deren Hilfe er versucht, die Möglichkeiten der Indizierung von Rassismus allgemein nachvollziehbar zu machen und die er auf konkrete Politiken (überwiegend in Großbritannien und den USA) bezieht. Ferner finden sich mit Robert Knox und Arthur de Gobineau nicht nur die üblichen Verdächtigen genannt (S. 31), sondern es wird am Beispiel von David Hume und Immanuel Kant auch darauf hingewiesen, dass die Aufklärung das ihrige zum modernen Rassismus beigetragen hat (S. 27). Außerdem behandelt Rattansi die Thematik durchaus in einer ihrer Komplexität angemessenen Weise, die auf Fragen nach »Racism without races« (S. 86) und »›Cultural racism‹« (S. 104), »›Internal‹ racisms« (S. 45) und »›Eugenics‹« (S. 54), »›Racist identities‹« (S. 114) und der »›Idea of ›institutional racism‹« (S. 132) eingeht. Dabei verweist er häufig auf die Ambivalenz der verschiedenen Muster rassistischer Diskriminierung und plädiert dafür, Rassismus vor allem mit Hilfe der »›idea of *racialization* as an uneven, variable, multidimensional, and ›incomplete‹ phenomenon« (S. 124) zu begreifen.

Doch trotz seiner eigenen kritischen Hinweise auf die »fluidity and instability« (S. 42) der Rassenidee, die immer »›biological and cultural elements‹« (S. 7) enthalten hätte, hält er an ihr als zentralem Indikator für Rassismus fest: »in some form or another the use of ›racism‹ necessarily implies that a group is being defined as a ›race‹ or an individual is being regarded as belonging to a ›race‹« (S. 93). Seine Überlegungen zur Geschichte des Rassismus verkürzen sich deswegen auf die Frage »how far back can one trace racial ideas?« (S. 13).

In die Beantwortung dieser Frage fließen jedenfalls weder die neuesten Forschungsergebnisse ein, noch werden mit ihr verbundene Unklarheiten problematisiert. Die knappen Bemerkungen über das afrikanische, asiatische und europäische Altertum kommen allesamt zu dem Schluss, dass es dort keine Rassenvorstellungen gegeben hätte und deswegen auch kein Rassismus existiert haben könnte. Neuere Beiträge zu dieser Diskussion werden weder rezipiert noch diskutiert. Deswegen finden sich auch keine Überlegungen zu den mit ihnen häufiger verbundenen analogischen Ausdehnungen des Rassenbegriffs.²

1 Vgl. die Ankündigungsseite von Oxford University Press, URL: <<http://www.oup.com/uk/catalogue/?ci=9780192805904>> [28.7.2008].

2 Vgl. u. a. *Benjamin Issac*, *The Invention of Racism in Classical Antiquity*, Princeton etc. 2004, oder *Yasuko Takezawa*, *Transcending the Western Paradigm of the Idea of Race*, in: *The Japanese Journal of American Studies* 16, 2005, S. 5–30.

Mit den Ausführungen zum Thema »Christianity, anti-Semitism, and the European Middle Ages« (S. 15 ff.) verhält es sich nicht anders. Abgesehen von der traditionellen, aber problematischen Schreibweise von »anti-Semitism«³ wird auch hier einerseits aus dem Fehlen biologischer Determinanten auf die Nichtexistenz von Rassismus geschlossen. Andererseits taucht dabei eine in historischen Darstellungen häufiger angeführte Episode aus dem Spanien der reconquista auf, die Rattansi in einem undifferenzierten Satz zusammenfasst: »Jews who converted to Christianity to avoid expulsion from Spain, the so-called *conversos*, fell foul of the doctrine of *limpieza de sangre* (purity of blood), which is certainly a proto-racial notion« (S. 16).⁴

Diese Aussage macht nicht deutlich genug, dass sich die Politik der Blutsreinheit gegen diejenigen richtete, die oder deren Vorfahren vom Judentum zum Christentum konvertiert und die überwiegend gläubige Christen und also gerade keine Juden mehr waren.⁵ Um ihr Anderssein konstruieren zu können, wurde das herkömmliche Bekehrungsverständnis aufgegeben und der Glaube biologistisch an die Herkunft gebunden. Dadurch also nicht Juden zur Protorasse gemacht, sondern Christen nach ihrer Abkunft beurteilt. Das diente zweifellos einer Politik rassistischer Ausgrenzung, deren Verdächtigungen sich nicht nur bis zum später so berüchtigten einen Tropfen verunreinigenden Blutes erstreckten, sondern selbst jene betrafen, die mit der Milch einer entsprechend disqualifizierten Amme aufgezogen worden waren. Aber ihr Bezugspunkt war nicht die Rasse, sondern die Reinheit der Abstammung der anderen. Statt den Rassenrassismus metaphorisch vor die Zeit seiner Geltung zu verlegen, wäre nach dem Begründungszusammenhang eines Rassismus der Kontamination zu fragen gewesen.

Das hätte anschließend auch erlaubt, sich dem Kastenrassismus differenzierter als mit der Behauptung zu nähern, »that the race-thinking that was often attributed to early India has little foundation in historical reality« (S. 19). Tatsächlich kannte das alte Indien keinen Rassenrassismus, wohl aber die rassistische Diskriminierung zu Unreinen erklärter anderer. Ohne solche Unterscheidung kann Rattansi zwar die spätere Vermischung von Kastenkategorien und Rassenkategorien kritisieren, die sowohl im brahmanischen wie im imperialen britischen Interesse lag (S. 48 ff.). Obwohl er ansonsten intensiv mit Beispielen aus der aktuellen politischen Auseinandersetzung arbeitet, sieht er aber keinen Anlass, auf die gegenwärtige Debatte über die rassistische Diskriminierung der Dalits einzugehen.⁶

Auch die vagen Ausführungen unter der Überschrift »Religious racism? The case of Islamophobia« (S. 108 ff.) machen deutlich, dass der kategoriale Rückzug auf den Rassensbegriff die Rassismusanalyse in erhebliche argumentative Untiefen führt. Die sich dabei auftuende analytische Lücke zwischen Rassensbegriff und auf ihn bezogener geschlechtsspezifischer, klassenmäßiger, kultureller, religiöser und anderer Formen rassistischer Diskriminierung überbrückt Rattansi mit Hilfe des Konzepts der »racialization« (S. 107).⁷

3 Vgl. dazu *Colin Tatz*, *With Intent to Destroy. Reflecting Genocide*, London etc. 2003, S. 18: »There was, and is, no ›Semitism‹ to be anti. Neither hyphen nor capital S is needed for anti-Semitism«.

4 Vgl. dazu ähnlich u. a. *Immanuel Geiss*, *Geschichte des Rassismus*, Frankfurt/Main 1988, S. 119; *George L. Mosse*, *Die Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt/Main 1990, S. 27; *George M. Fredrickson*, *Racism. A Short History*, Princeton etc. 2002, S. 33.

5 Vgl. *Norman Roth*, *Conversos, Inquisition, and the Expulsion of the Jews from Spain*. Madison etc. 1995, S. 115, der auf der Basis umfangreichen Quellenstudiums zu dem Ergebnis kommt, »that the overwhelming majority of the conversos were quite sincere Christians«.

6 Vgl. die Beiträge in *Umakant Sukhadeo Thorat* (Hrsg.), *Caste, Race and Discrimination. Discourses in International Context*, Jaipur etc. 2004.

7 Vgl. dazu die Beiträge in *Karim Murji/John Solomos* (Hrsg.), *Racialization. Studies in Theory and Practice*, Oxford etc. 2005.

Der Begriff hat mittlerweile lexikalischen Rang erreicht. Die kürzeste Definition liefert Khyati Joshi: »Racialization is the extension of racial meaning to a previously racially unclassified relationship, social practice, or group«. ⁸ Da rassische Bedeutungszusammenhänge keine universelle Gültigkeit haben, sondern selbst hergestellt werden mussten, bezieht sich »racialization« auch auf diesen historischen Kontext. Darauf hat Robert Miles hingewiesen und betont, »that ›race‹ is not a biological fact but a social construction. The first notion of racialisation [...] was used to refer specifically to the development of the idea of ›race‹«. ⁹ Dieser Zusammenhang, der die Erkenntnis einschließt, dass Rassen keine Voraussetzung, sondern ein »Produkt des Rassismus« ¹⁰ sind, geht bei Rattansi verloren.

Bei der Behandlung der Islamophobie führt das letztlich zu einer Verkehrung der Verhältnisse. Zunächst wird unter konsequenter Zugrundelegung des Rassenparadigmas erklärt, »that Muslims globally have all shades of skin colour, ethnicity, and nationality«. Von daher könnte Islamophobie nicht einfach als Rassismus bezeichnet werden. Anschließend heißt es, dass die »notion of racialization« einen differenzierten Zugang zu ihrer Einordnung erlaube (S. 109). Religiöse Abneigung ließe sich dadurch von rassistischer Diskriminierung unterscheiden, dass nach der Rassisierung der anderen, also danach gefragt würde, ob sie etwa als homogene Gruppe barbarischer Araber gezeichnet werden, die nie etwas zur Entwicklung der Zivilisation beigetragen, sondern sich mit der Unterdrückung von Frauen und der Anwendung primitiver Rechtsvorschriften begnügt hätten.

Die enge Kopplung von Rassismus an den Rassenbegriff ließ schon für die Vergangenheit den im Abendland zwischen Christentum und Judentum wie Islam virulent gewesen, aber auch zum Beispiel gegenüber Hexen in Anschlag gebrachten Gegensatz von Erwählten und Teufeln unberücksichtigt, mit dessen Hilfe die anderen rassistisch entmenschlicht und als Geschöpfe Satans einer verderblichen Gegenwelt zugeschlagen wurden. Und auch in der gegenwärtigen Auseinandersetzung der Fundamentalismen geht es weniger um die Rassisierung der anderen, als darum, dass im angeblichen Kampf zwischen Gut und Böse alte Rassengrenzen, die nach der Diskreditierung des Rassenbegriffs ohnehin schwer zu verteidigen waren, durch dämonologische Gegensätze überlagert oder ersetzt werden. ¹¹

Dass der Rassenbegriff als Bezugspunkt für die Diagnose von Rassismus nicht ausreicht, zeigt auch die Rassisierung der Iren, die Rattansi auf die Hungerkatastrophe der Jahre von 1845 bis 1848 zurückführt und mit der durch sie bewirkten Massenauswanderung von Iren in die Vereinigten Staaten begründet, wo sie mit Hilfe des Maßstabs einer

8 Khyati Joshi, Racialization, in: Encyclopedia of Racism in the United States, hrsg. v. Pyong Gap Min, Westport etc. 2005, Bd. 2, S. 509 f., hier: S. 509.

9 Robert Miles, Racialization, in: Encyclopedia of Race and Ethnic Studies, hrsg. v. Ellis Cashmore, London etc. 2004, S. 348 f., hier: S. 348.

10 John Solomos, Making sense of Racism: Aktuelle Debatten und politische Realitäten, in: Alex Demirović/Manuela Bojadžijev (Hrsg.), Konjunkturen des Rassismus, Münster 2002, S. 157–172, hier: S. 160.

11 Murat Kurnaz, der sowohl von seinem Heimatland Deutschland her, wo er geboren wurde und aufwuchs, als auch, nach der konzertierten Selbststrassisierung der modernen Türkei zum Herkunftsland der Urarier, von seiner Staatsbürgerschaft her zweifelsfrei als ›weiß‹ gelten muss, wurde nicht rassisiert, sondern trotz seiner von weißen Suprematisten nach wie vor propagierten Rasseigenschaften dämonisiert und einer rechtswidrigen und menschenverachtenden Behandlung unterworfen, die sich außerhalb der gesetzlichen Grundlagen gleich mehrerer Demokratien bewegte. Seine Inhaftierung als ›feindlicher Kämpfer‹ erfolgte in einem eschatologisch aufgeladenen ideologischen Klima des Kampfes gegen das Böse, zu dem der Präsident der USA in einer Rede beitrug, in der er gleichzeitig die innere Einheit der Nation beschwor und zur gemeinsamen Abwehr der sie bedrohenden Kräfte des Bösen aufrief. Vgl. dazu die Regierungserklärung George Bushs vom 29. Januar 2002, URL: <<http://www.whitehouse.gov/news/releases/2002/01/20020129-11.html>> [28.7.2008].

»Anglo-Saxon whiteness« als minderwertig eingestuft und mit Schwarzen verglichen worden wären (S. 39). Tatsächlich begann die rassistische Diskriminierung der Iren wesentlich früher. Auch wenn Noel Ignatiev behauptet, »[e]ighteenth-century Ireland presents a classic case of racial oppression«, wird in diesem Zusammenhang doch deutlich, dass dabei nicht die Rassennomenklatur, die zu diesem Zeitpunkt ja gerade erst entwickelt wurde, sondern die Religionszugehörigkeit die entscheidende Rolle spielte.¹² Trotzdem spricht auch Theodore W. Allen, wo er die rassistische Diskriminierung der Iren zur Zeit des englischen Revolution und der Eroberung Irlands durch die Engländer im siebzehnten Jahrhundert behandelt, von der »Protestant Ascendancy« als einem »system of racial oppression«.¹³

Tatsächlich wurde schon im 17. Jahrhundert gelegentlich das Wort Rasse benutzt – etwa um festzulegen, was alles einem »Irishman, born of Irish race and brought up Irish« verboten sein sollte. Aber es wurde in der Regel noch nicht im Sinne des späteren Rassenbegriffs verwendet, sondern diente als Bezeichnung für soziale Abkunft und kulturelle Prägung. In diesem Sinne lässt sich »Rasse« bereits im 15. Jahrhundert nachweisen. Dort wurde sie zum Beispiel von Alfonso Martínez de Toledo als Klassenkategorie benutzt, als er, um die natürlichen Neigungen von Adel und Bauernschaft zu betonen, als Experiment vorschlug, zwei Söhne eines Ritters und eines Bauern aus ihrer sozialen Umgebung zu entfernen und isoliert aufzuziehen. Dabei würde sich zweifellos die edle Abkunft (»buena rraça«) des einen in der Freude am Kampf, die gemeine Abkunft (»vil rraça«) des anderen in der Neigung zur Landwirtschaft niederschlagen.¹⁴ Rasse diente ursprünglich der Benennung sozialer Differenz und war eine herrschaftlich geprägte soziale Kategorie.¹⁵ Eben deswegen konnte sie im Zeitalter des Kolonialismus und der transatlantischen Sklaverei schließlich jene Anthropologisierung erfahren, aus der sie am Ende als Begriff für angeblich elementare biologische Unterschiede zwischen den Menschen der verschiedenen Kontinente hervorging und dem sich entwickelnden Rassenrassismus als zentrale Bezugskategorie diente.

Deswegen bleibt es methodisch unbefriedigend, angesichts des Befundes früherer rassistischer Diskriminierungen, den Rassenbegriff analogisch zu überdehnen und auf Epochen anzuwenden, in denen sein späterer Gehalt noch nicht existierte. Auch wenn er schließlich wegen des weltweiten Erfolges des europäischen Imperialismus, dessen wissenschaftlicher Untermauerung durch die Rassentheorie und deren konzertierte Verwendung durch den Nationalsozialismus zur Namensgebung rassistischer Diskriminierung diente, bediente diese sich zuvor anderer Kategorien und Begründungen. Sie lassen sich in die Gegensatzpaare von Kultivierten und Barbaren, Reinen und Unreinen, Erwählten und Teufeln, Zivilisierten und Wilden, Weißen und Farbigen, Wertvollen und Minderwertigen fassen.¹⁶

Umgekehrt führt aber die ausschließliche Kopplung rassistischer Diskriminierung an einen eng gefassten Rassenbegriff dazu, dass sie nur historisch und systematisch verkürzt wahrgenommen wird. Im Falle Irlands übersieht Rattansi deswegen eine weit vor der Entwicklung der Rassennomenklatur beginnende rassistische Diskriminierung, die sich zunächst des Barbarenstereotyps, des Teufelsstereotyps und des Wildenstereotyps bediente.

12 Noel Ignatiev, *How the Irish Became White*, New York etc. 1995, S. 35.

13 Theodore W. Allen, *The Invention of the White Race*, Bd. 1: *Racial Oppression and Social Control*, London etc. 1994, S. 86; folgendes Zitat S. 59.

14 Vgl. Max Sebastián Hering Torres, *Rassismus in der Vormoderne. Die ›Reinheit des Blutes‹ im Spanien der frühen Neuzeit*, Frankfurt/Main 2006, S. 219 f.

15 Vgl. u. a. Werner Conze/Antje Sommer, *Rasse*, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 135–178, hier: S. 137–141.

16 Vgl. Wulf D. Hund, *Rassismus*, Bielefeld 2007, S. 34–81.

Wenn etwa Edmund Spenser unterstellte, dass die Iren von den Skythen abstammen würden, dann war das keine Vorform einer Rassentheorie, sondern eine Verbindung mit den von Plinius zusammengestellten fabelhaften und barbarischen Völkern an den Rändern der Welt.¹⁷ Das diente einerseits dazu, die Iren direkt einer primitiven nomadischen Lebensweise zu bezichtigen und ihnen indirekt Kannibalismus zu unterstellen¹⁸ (denn die antiken Anthropophagen lebten angeblich in Skythien und von den Iren wurde behauptet, sie wären früher ›Anthropophagi‹ genannt worden).¹⁹ Diese und andere Diskriminierungen gingen den Erfahrungen der Engländer mit Amerikanern und Afrikanern voraus oder entwickelten sich parallel zu ihnen und wurden dann im kolonialen Kontext verknüpft: »The idea was that Native Americans, the Irish and Africans were linked by their shared barbarity, or at least incivility.«²⁰ Erst anschließend wurden die Iren rassisiert und als »the niggers of Europe« oder »white chimpanzees« charakterisiert.²¹ Dass dieser komplexe Zusammenhang von Rattansi ausgeblendet wird, ist nicht Ausdruck der verkürzten Darstellung eines zur Illustration dienenden Beispiels, sondern einer unterdeterminierten Argumentationsweise.

Das gilt auch für eine Reihe anderer wichtiger Zusammenhänge. So wird zum Beispiel die Beziehung von Rassismus und Sklaverei in den zirkulären Satz gefasst: »African slavery was legitimized by already existing views of Africans as inferior, which were then developed once the institution of African slavery became firmly established« (S. 30). Diese Formulierung unterschlägt, dass Afrikaner dem europäischen Bewusstsein ursprünglich keineswegs als minderwertig gegolten haben und dass der europäisch-afrikanische Sklavenhandel, wie er zunächst von den Portugiesen betrieben wurde, auf einem Geschäftsverhältnis beruhte, in dem die Europäer mächtigen Handelspartnern gegenüberstanden.²² Sowenig die Antike Freie und Sklaven an der Hautfarbe unterscheiden konnte, sowenig konnten das die europäischen Sklavenhändler der frühen Neuzeit. Die ideologische Herabminderung der Sklaven bediente sich daher auch nicht des noch gar nicht entwickelten Rassenbegriffs, sondern überkommener Muster der Diskriminierung von Barbaren und Heiden. Im Zuge der Herausbildung der transatlantischen Sklaverei wurde diese zu dem für die Entwicklung des Rassenrassismus entscheidenden sozialen Verhältnis. Und auch hier zeigte sich, dass rassistische Diskriminierung der Herausbildung des Rassenbegriffs vorausging.

Indem die »Very Short Introduction« in das Thema »Racism« diesen ursächlich an den von ihm tatsächlich erst hervorgebrachten Rassenbegriff koppelt, greift sie analytisch entschieden zu kurz.

Wulf D. Hund, Hamburg

17 Vgl. *Edmund Spenser*, *A View of the State of Ireland*. From the first printed edition (1633), hrsg. v. *Andrew Hadfield/Willy Maley*, Oxford etc. 1997, S. 54–64.

18 Vgl. *Nicholas P. Canny*, *The Ideology of English Colonization: From Ireland to America*, in: *William and Mary Quarterly* 30, 1973, 3, S. 575–598, hier: S. 587.

19 Vgl. *John Block Friedman*, *The Monstrous Races in Medieval Thought*, Syracuse 2000, S. 10 und *Sean O'Callaghan*, *To Hell or Barbados. The Ethnic Cleansing of Ireland*, Dingle 2000, S. 14.

20 *Steve Garner*, *Racism in the Irish Experience*, London etc. 2004, S. 75.

21 Vgl. *Patrick Brantlinger*, *Dark Vanishings. Discourse on the Extinction of Primitive Races, 1800–1930*, Ithaca etc. 2003, S. 98 u. 110.

22 Vgl. *John Thornton*, *Africa and Africans in the Making of the Atlantic World, 1400–1800*, 2. Aufl., Cambridge etc. 1998, S. 25, 38 u. passim.

Susanne Michl, Im Dienste des »Volkskörpers«. Deutsche und französische Ärzte im Ersten Weltkrieg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 177), Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2007, kart., 307 S., 39,90 €.

Die Tübinger Dissertation von Susanne Michl stößt in eine doppelte Forschungslücke vor. Jenseits seiner Ereignisgeschichte zählt der Erste Weltkrieg, obwohl in den letzten Jahren neu als Geburtsfehler des 20. Jahrhunderts entdeckt, noch immer zu den weniger untersuchten Kriegen der Neuzeit. Ebenso stellen die Rolle von Ärzten in militärischen Konflikten und die Auswirkungen von Kriegen auf die Entwicklung der medizinischen Disziplinen ein eher selten bearbeitetes Kapitel der Medizingeschichte dar. Die Verbindung beider Themen leuchtet unmittelbar ein. Im Weltkrieg erreichte einerseits die Militarisierung der Medizin einen Höhepunkt – sei es in der Verpflichtung ziviler wie militärischer Ärzte auf Kriegsziele oder in der hierarchischen und uniformierten Organisation von Hilfspersonal. Andererseits kann man von einer fortgeschrittenen »Medikalisierung« des Krieges sprechen – ärztliche Expertise war längst unverzichtbar geworden für die Auswahl, Versorgung und Disziplinierung von Soldaten oder für die Planung des Gaskriegs. Michl ist sicher nicht die erste, die sich dieses Zusammenhangs annimmt. Aber sie legt eine detaillierte Fallstudie zu medizinischen Ordnungsvorstellungen im Krieg vor, die konsequent vergleichend angelegt ist. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland verband sich im Weltkrieg nicht nur sprachlich der Kampf gegen Krankheiten untrennbar mit jenem gegen die feindlichen Armeen. Gleichwohl kann Michl erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Ländern herausarbeiten, die weniger aus dem Kriegsverlauf als aus den unterschiedlichen Wissenschaftskulturen und beruflichen Strukturen zu erklären sind.

Anders als der Titel vermuten lässt, ist dieses Buch keine umfassende Untersuchung jener Tätigkeitsfelder, auf denen Ärzte kriegsverpflichtet oder aus eigenem Interesse neu tätig wurden. Nach einem einleitenden Kapitel zur Sozialgeschichte der ärztlichen Profession in Frankreich und Deutschland stehen vielmehr zwei, hauptsächlich von Medizinern geführte Diskurse im Zentrum der Darstellung. Zum einen geht es um den Komplex der Sexualhygiene, um Strategien zur Vermeidung und Eindämmung venerischer Krankheiten. Zum anderen ist die Diskussion um psychische Kriegsfolgen von Interesse. Beide Diskurse beziehen sich sowohl auf Einzelpersonen als auch auf den gesamten »Volkskörper« (womit metaphorisch etwas unscharf die Nationsvorstellungen der Mediziner gemeint sind); beide Themen sollten sowohl für die kämpfenden Männer an der Front als auch für die daheim ausharrenden Frauen und Kriegsuntauglichen Relevanz besitzen. War der Sieg im Schützengrabenkrieg ohne den Kampf gegen heimtückische Krankheiten nur ein halber Erfolg, schien die Verfasstheit der Frauenkörper an der Heimatfront keine geringere Bedeutung für die Zukunft der deutschen beziehungsweise französischen Nation zu besitzen als der strapazierbare Soldatenkörper. Faktisch allerdings kam es in beiden Ländern zu einer Verschlechterung der medizinischen Versorgung von Zivilisten. Den kämpfenden Truppen gebührte die Hauptaufmerksamkeit.

Insgesamt treten bei Michl Ärzte weniger als Akteure im eigentlichen Kriegsgeschehen oder als praktizierende Mediziner auf, sondern vor allem als Analysten mit Urteilen zum Zustand der Armeen und der Heimatfront. Doch ihre Autorität bezogen Ärzte nicht allein aus einer wissenschaftlichen Qualifikation, sondern zumindest teilweise auch durch die eigenen Kriegserfahrungen. Hieraus entstand aber nur in Frankreich eine gewisse Rivalität zwischen Zivil- und Militärärzten. Der Weltkrieg mit seinen blutigen Folgen und neuen, erschütternden Krankheitsbildern war nicht nur eine medizinische Herausforderung, der mit wachsender Ressourcenknappheit immer schwieriger zu begegnen war. Der Krieg erwies sich gleichermaßen als ein Experimentierfeld für den Umgang mit Krankheiten und Erkrankten sowie als Thema, mit dem Ärzte sich als Gesundheits- und Kör-

perexperten profilieren konnten. Im professionsgeschichtlichen Vergleich zeigt sich, dass deutsche Mediziner sich mit ihrem Wissen viel reibungsloser als ihre französischen Kollegen in die Kriegsmaschinerie einfügten, auch wenn sie bislang im zivilen Bereich praktiziert hatten. Als eine Folge der frühen Bismarck'schen Sozialpolitik waren deutsche Ärzte an die Einbindung in mächtige korporative Strukturen gewöhnt. Ebenso war die Bereitschaft, die Bevölkerung medizinalstatistisch zu erfassen und zu kontrollieren, bei französischen Medizinerinnen geringer ausgeprägt. Doch auch ihre deutschen Kollegen verstanden sich nicht einfach als Befehlsempfänger militärischer Instanzen und vergaßen keineswegs Patienteninteressen und ihre Fürsorgepflichten gegenüber kranken Zivilisten. Sie sorgten sich sogar »in weitaus größerem Maße« (S. 86) als ihre französischen Kollegen um die Gesunderhaltung der Zivilbevölkerung und versprachen sich von der Zusammenarbeit mit den militärischen Instanzen auch ein rationales Versorgungssystem an der Heimatfront. So erschreckend die Kriegsverletzungen im Einzelfall waren, in beiden Ländern mochten Ärzte zumindest in den ersten Kriegsjahren keine gravierende gesundheitliche Belastung des »Volkskörpers« erkennen. Eugenische Argumente, dass der Krieg einer negativen Selektion Vorschub leiste, weil vor allem die Helden der Nation im Trommelfeuer stürben, fanden unter Medizinerinnen auf beiden Seiten des Rheins keine nennenswerte Zustimmung.

In den beiden inhaltlichen Fallstudien lässt Michl allein Ärzte als Experten zu Wort kommen. Deren persönliche (traumatische) Kriegserfahrungen sowie die Stimmen von Laien oder nicht-medizinischen Experten (Militärs, Juristen, Politikern, Geistlichen) blendet sie aus. Die Materialfülle der aus medizinischen Fachpublikationen rekonstruierten Diskurse ist gleichwohl beeindruckend; zumindest für Ärzte handelte es sich um vorrangige Kriegsprobleme. Das erste Beispielthema, der Kampf gegen venerische Krankheiten, erhielt in beiden Ländern mit den zu Kriegsbeginn dramatisch ansteigenden Infektionsraten eine neue Dringlichkeit. Medizinalerziehung und moralische Appelle genügten offenbar nicht. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland wurden nicht nur die Überwachungsmaßnahmen für Prostituierte verschärft, sondern auch Zwangsuntersuchungen und -einweisungen für männliche Militärangehörige eingeführt. Solche Vorkehrungen konnten in der Armee vergleichsweise leicht getroffen werden, sie scheiterten indes in beiden Ländern an der Heimatfront, obwohl gerade dort das Infektionsrisiko am weitaus höchsten war.

Die zweite Fallstudie fasst die Debatte über die durch den Krieg verursachten oder ausgelösten psychischen Krankheiten zusammen. Im Kern ging es um die – nicht zuletzt versorgungsrechtlich wichtige – Frage, welche psychischen Störungen überhaupt als Kriegsbeschädigung gelten konnten und welche lediglich »hysterische Überreaktionen« oder gar Simulationen darstellten. Beide Ärzteschaften stellten die Lehrbuchmeinung der Vorkriegszeit in Frage, der zufolge vor allem die persönliche, labile Veranlagung als Ursache einer Psychose zu gelten habe. Der Verlauf des Krieges hatte gezeigt, dass keineswegs nur willensschwache, labile Persönlichkeiten mit ihren Kriegserfahrungen überfordert waren. Vor allem Offizieren gestand man häufig eine ernste Traumatisierung zu, die dann mit einer mutmaßlichen organischen Ursache fast einer »normalen« Kriegsverletzung gleichgestellt sein konnte. In der Mehrheit der Fälle wurde aber ein mangelnder Gesundheitswille diagnostiziert, und durchweg galten psychische Kriegsfolgen nicht als ruhmreiche Verletzung.

Vor allem in dieser zweiten Fallstudie verliert die Arbeit sich streckenweise in den Feinheiten der medizinischen Fachdiskurse. Für den Vergleich viel aufschlussreicher sind die Passagen, in denen Michl die Wechselbeziehungen zwischen deutschen und französischen Diskursen untersucht. Ein Informationsaustausch fand durchaus statt, wenn auch der Krieg die wissenschaftlichen Netzwerke zerschnitten hatte. Immer wieder grenzten französische Ärzte sich als Freiberufliche, die das Vertrauen ihrer Patienten genossen, von

ihren vermeintlich obrigkeitsblinden deutschen Kollegen ab, die allein dem Wilhelminischen Militarismus dienen. Michl relativiert solche Urteile; aber sie stellt sie nicht in den größeren Zusammenhang einer militarisierten Medizin oder »medikalisierten« Kriegsführung. Worin sich Krieg und Medizin zwischen 1914 und 1918 von der älteren Kriegsmedizin unterscheiden, worin genau die Modernität des Weltkriegs zu sehen ist, wie Ärzte dazu beitrugen, die Grenze zwischen dem Zivilen und dem Militärischen zu verwischen – solche Fragen bleiben offen oder doch nur angedeutet. Die medizinische Optimierung menschlicher Ressourcen und die Verpflichtung auf die Gesundheit der Gesamtbevölkerung stellte jedenfalls keine neue Zielvorstellung des Weltkriegs dar, sondern findet sich als Ideal bereits in der absolutistischen Medizinalpolitik beider Länder.

Andreas Renner, Köln/Sapporo

A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past, Cambridge University Press, Cambridge etc. 2007, IX + 293 S., geb., \$ 74,10.

Stephan Schlak, Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik, Verlag C. H. Beck, München 2008, 279 S., geb., 19,90 €.

Zum 40. »Jubiläum« der Studentenrevolte wird die Geschichte der Bundesrepublik in der öffentlichen Debatte derzeit wieder einmal einseitig auf »1968« fokussiert. Wenn dabei dennoch differenziertere und kritischere Töne zu hören sind als noch im »Jubiläumsjahr« 1998, so nicht zuletzt deshalb, weil die Zeitgeschichtsforschung in den letzten zehn Jahren verstärkt die Bedeutung der »1968« vorausgehenden Fünfziger- und Sechzigerjahre für die »Fundamentalliberalisierung« der Bundesrepublik herausgearbeitet hat.²³ Statt der »68er« gewann dabei als die Bundesrepublik politisch und intellektuell eigentlich prägende Generation vor allem die Kohorte der ungefähr zwischen 1922 und 1932 Geborenen an Profil. Die Angehörigen dieser als »45er« titulierten Generation rückten bereits in den frühen Sechzigerjahren in gesellschaftliche Führungspositionen auf und verblieben dort bis weit in die Neunzigerjahre. Politiker wie Helmut Kohl und Horst Ehmke lassen sich ihr ebenso zurechnen wie die Journalisten Peter Merseburger und Joachim Fest, die Schriftsteller Günter Grass und Walter Kempowski oder die Wissenschaftler Reinhart Koselleck und Thomas Nipperdey. Die Implementierung des Konzepts der »45er-Generation« in die deutsche Zeitgeschichtsforschung verdankt sich wesentlich dem australischen Historiker A. Dirk Moses. Nun liegt seine, bereits 2000 in Berkeley eingereichte Dissertation in überarbeiteter Form endlich als Buch vor. Fast zeitgleich mit dieser Studie erschien im Frühjahr 2008 mit Stephan Schlaks Dissertation über den Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis die erste Biografie einer der prägnantesten Figuren der 45er.

Indem Dirk Moses die, früher oft irreführend (weil nur zwei Jahrgänge betreffend) als »Flakhelfer« titulierte Generation mit einem Terminus von Joachim Kaiser²⁴ als 45er bezeichnet, unterstreicht er die Bedeutung des Weltkriegsendes als generationsstiftende Erfahrung. Da die ab 1922 Geborenen kaum direkte Erinnerungen an die Weimarer Republik besaßen, ihre politisch-weltanschauliche Frühprägung in der NS-Gesellschaft aber durch den deutschen Zusammenbruch 1945 radikal entwertet worden war, mussten sich die 45er, als sie in den ersten Nachkriegsjahren an die Universitäten kamen (ältere Front-

23 Vgl. u. a. Ulrich Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002.

24 Joachim Kaiser, Phasenverschiebungen und Einschnitte in der kulturellen Entwicklung, in: Martin Broszat (Hrsg.), Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 69–74.

soldaten und unwesentlich jüngere Luftwaffenhelfer fast gleichzeitig), intellektuell völlig neu orientieren. Im Gegensatz zu den späteren 68ern suchten die 45er-Intellektuellen zwar nicht die direkte politische Konfrontation mit den NS-Vätern, wohl aber unterzogen sie in ihren wissenschaftlichen Qualifikationsschriften – von Hermann Lübbe bis Jürgen Habermas – die deutschen ideologischen Traditionen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einer grundlegenden Kritik (Moses spricht von einer »intellectual revolution«). Neben Einflüssen der deutschen Emigration (Ernst Fraenkel, Horkheimer/Adorno, Wolfgang Abendroth) griffen sie dabei zwar teils auch konservative Theoretiker wie Arnold Bergstraesser und sogar Carl Schmitt auf, suchten diese jedoch im liberalen Sinne neu zu interpretieren.²⁵ Als erste deutsche Akademikergeneration gingen die 45er-Intellektuellen zudem schon während ihrer Ausbildung ins westliche Ausland. Politisch-kulturelle Westorientierung und eine grundsätzliche Skepsis gegenüber Großideologien kennzeichnen so den Generationenzusammenhang. Die Auseinandersetzung mit dem Erbe des Nationalsozialismus blieb dabei, wie Moses zeigt, bis zuletzt das bestimmende Lebensthema aller 45er-Intellektuellen.

An der Frage, wie diese Auseinandersetzung erfolgen sollte, differenzierte sich der Generationenzusammenhang der 45er freilich in verschiedene Generationseinheiten aus. Moses unterscheidet dabei im Wesentlichen zwei Wege, die er als verschiedene »languages of republicanism« beschreibt. Während »redemptive republicans« (gemeint sind vor allem Intellektuelle der »Neuen Linken«) die neue Demokratie auf einen kathartischen Bruch mit der befleckten deutschen politisch-philosophischen Tradition aufbauen wollten (so Moses vielleicht etwas überpointiert), suchten »integrative republicans« (überwiegend »liberalkonservative« Intellektuelle wie Hermann Lübbe) mittels einer kritischen Durchleuchtung der deutschen Ideengeschichte die zum Nationalsozialismus führenden Traditionsstränge zu isolieren, die deutschen Denktraditionen als solche aber zu bewahren. In Adaption von Isaac Deutschers Terminus vom »Non-Jewish Jew« nennt Moses erstere »Non-German Germans« und letztere »German Germans«. Indem er prototypisch die wissenschaftlichen Prägungsphasen von Jürgen Habermas (*Non-German*) und Wilhelm Hennis (*German*) vergleicht, wird deutlich, dass diese intellektuelle Trennung der 45er schon in den Fünfzigerjahren angelegt war, als sie noch durch die gemeinsame Frontstellung gegen die als illiberal wahrgenommenen Führungseliten der Adenauer-Ära verdeckt wurde. Bekanntlich wurde die Trennung dann in den Sechziger- und Siebzigerjahren manifest: vor allem in der Auseinandersetzung um die Reform des Hochschulwesens (das die »redemptive republicans« laut Moses zur Basis ihrer kathartischen Neugründung umbauen wollten) und im Umgang mit der Studentenrevolte (welche von den »integrative republicans« als ideologischer Rückfall in die frühen Dreißigerjahre betrachtet wurde). In den bitteren intellektuellen Hegemoniekämpfen der 45er-Generation in den Siebziger- und Achtzigerjahren war die gegenseitige Bezichtigung totalitärer Denkweisen nie weit. Die Pointe besteht für Moses darin, dass letztlich alle Lager in den Abwehrkämpfen gegen vermeintlich »reaktionäre« Gegner schrittweise die bestehende Ordnung der Bundesrepublik internalisierten. Der liberaldemokratische Konsens der Bundesrepublik stabilisierte sich so gerade in einem ständigen und meist heftig polarisierten öffentlichen Diskurs über die Lehren aus der deutschen NS-Vergangenheit.

Bleibt die Frage, warum einer zum »redemptive«, ein anderer zum »integrative republican« wurde. Diese Frage berührt die tiefer liegenden emotionalen Strukturen des politisch-intellektuellen Diskurses. Moses versucht ihrer mit sozialpsychologischen Ansätzen Herr zu werden, verwendet dabei aber auch zahlreiche theologische Metaphern. Den Schlüssel sieht er letztlich in der Frage, ob die persönliche Erinnerung der Einzelnen an den Nationalsozialismus jeweils durch die Kategorie »stigma« (Makel/Narbe) oder die

25 Vgl. exemplarisch Hermann Lübbe, Carl Schmitt liberal rezipiert, in: Helmut Quaritsch (Hrsg.), *Complexio Oppositorum. Über Carl Schmitt*, Berlin 1988, S. 427–440.

Kategorie »sacrifice« (Opfer) strukturiert wurde; etwas vereinfacht ausgedrückt: es geht hier auch um den Grad der subjektiven Betroffenheit und Scham. In einem zeitlichen Sprung in die späten Neunzigerjahre versucht er anhand der Debatten um das Berliner Holocaust-Mahnmal eine anamnesische von einer amnesischen Erinnerungskultur zu trennen. Da mit diesem Zeitsprung aber auch neue Akteure die Bühne betreten, droht Moses hier etwas der rote Faden verloren zu gehen. Als Prototyp einer amnesischen Erinnerung hat nun der Schriftsteller Martin Walser einen etwas unvermittelten Auftritt – ohne Zweifel ein *German German*, aber doch wohl schwerlich ein »integrative republican«. Auf Seiten der »anamnesischen« *Non-German Germans* bekommen die Intellektuellen um Habermas von der ziemlich obskuren Politsekte der »Antideutschen« Konkurrenz. Überhaupt mag man Moses theoretisch-methodische Herangehensweise zuweilen etwas überzogen finden. Andererseits ist es jedoch gerade die Stärke dieser Arbeit, dass der australische Verfasser als Außenstehender an den deutschen professoralen Diskursen nichts selbstverständlich findet, sondern (getreu dem ethnologischen Prinzip der neueren Kulturgeschichte) alles als »fremdartig« betrachtet und erklärt.

Stephan Schlaks Buch über Wilhelm Hennis offeriert dagegen eine Insiderperspektive auf die Ideengeschichte der Bundesrepublik. Schlak beschreibt den Freiburger Politikwissenschaftler als »Durchkreuzungsphänomen« (Gottfried Benn), in dem sich diverse politisch-intellektuelle Kontroversen der alten Bundesrepublik bündeln. Der politische Intellektuelle Hennis wird also keineswegs unterschlagen. Fraglos noch stärker aber fasziniert Schlak, mit welcher Unbeirrbarkeit sein viel älterer Kollege zeitlebens das scheinbar so fest etablierte Theoriegebäude der modernen Politikwissenschaft, ja die theorie- und methodengeleitete wissenschaftliche Moderne überhaupt, infrage stellte. Schlaks Hennis ist der große »Unzeitgemäße« (Friedrich Nietzsche), welcher sich dem Marsch der Sozialwissenschaften in die Theorie verweigerte und fast allein auf weiter Flur am »praktischen« Verständnis seines Faches als angewandter Wissenschaft festhielt. Indem Schlak so das Bild eines »einsamen Wolfes« zeichnet, folgt er freilich unverkennbar den autobiografischen Selbstdeutungen seiner Untersuchungsperson.²⁶ Diese Pfadabhängigkeit mag bei der Biografie eines Lebenden schwer zu umgehen sein, sie ist aber gleichwohl nicht unproblematisch. Ihr ist es wohl auch geschuldet, dass Hennis bei Schlak auf merkwürdige Weise früh vollendet erscheint. Bereits das Kind immunisierte demnach der Misserfolg der väterlichen Seidenraupenzucht gegen »Projektmacherei«. Bereits als Student wurde Hennis dann durch den alten systematischen Katalog der Göttinger Universitätsbibliothek auf die »Macht der Begriffe« des alteuropäischen Denkens vor der Aufklärung hingeleitet. Spätestens mit der Habilitationsschrift »Politik und Praktische Philosophie« von 1959 schien Hennis dann »fertig« und begegnete fortan den sozialwissenschaftlichen Theorieungetümen Frankfurter und Bielefelder Schulen mit aristotelischer Topik und absichtsvoll normativer politischer Reflexion über »Sorge«, »Gemeinwohl« und »gerechte Herrschaft«. Ob als Vorkämpfer für das Mehrheitswahlrecht in den Sechzigerjahren, als ideengeschichtlich argumentierender Kritiker der »Neuen Linken« in den Siebzigerjahren, oder als Max-Weber-Forscher, der den Abgott der theoretischen Sozialwissenschaft über den Begriff »Lebensführung« für die »praktische Wissenschaft« retten möchte – stets sah sich Hennis dabei selbst als liberalen Grenzschützer gegen deutschen »Wahrheitsfanatismus«. Dass sich Hennis, von einem zornigen Temperament angetrieben, dabei so manches Mal selbst in ideologische Grabenkämpfe verstrickte und dadurch seine Möglichkeiten zur politischen Einflussnahme unbeabsichtigt einengte, wird aus Schlaks Schilderung überdeutlich. Gleichzeitig teilt man als Leser mit dem Autor durchaus eine gewisse Sehnsucht nach vergleichbar unangepassten Figuren in der heutigen Wissenschaftslandschaft.

26 Vgl. insb. *Wilhelm Hennis*, Politikwissenschaft als Beruf, in: *Freiburger Universitätsblätter* 140, 1998, S. 25–48.

Jenseits dieser ausgeprägten Individualität kennzeichnen die Ideologieskepsis und das (von Schlak betonte) lebenslange »Weimar-Trauma« natürlich auch das Generationelle an Wilhelm Hennis. Im Gegensatz zu Dirk Moses operiert Stephan Schlak jedoch nicht mit der Kategorie der 45er-Generation. Vielmehr baut er einen Frontsoldaten-Geburtsjahrgang »1923« auf, den er scharf von den jüngeren Flakhelfer-Jahrgängen abgrenzt. Auch darin folgt er seiner Untersuchungsperson, die für sich in Anspruch nimmt, das Unwesen des »Nazismus« als Frontsoldat »schon vor dem 8. Mai 1945 erkannt und gehaßt« zu haben, während sich die HJ-Jugend »diese nachträgliche Distanz erst nach dem 8. Mai 1945 ausgebildet oder angelesen« habe; und zugleich nahelegt, dass hieraus grundunterschiedliche Haltungen zur bundesrepublikanischen Demokratie resultierten!²⁷ Das zielt voll und ganz auf Jürgen Habermas (Jahrgang 1929) und sein von Hennis misstrauisch beäugtes Changieren zwischen Heideggerianismus, Kritischer Theorie und Neomarxismus. Wie schon bei Moses ist auch bei Schlak Habermas der große Antipode zu Hennis. Wie aber will Schlak in sein Jahrgangs-Konzept Hennis' Göttinger Kommilitonen, den früheren Wehrmachtsoffizier Peter von Oertzen, einbauen, der später ebenfalls zum »linken« Gegner wurde? Und was ist andersherum mit Hermann Lübke (Jahrgang 1926) und Hans Maier (Jahrgang 1931), die in den Siebzigerjahren weitgehend auf einer Linie mit Hennis argumentierten? Hier scheint Moses' 45er-Konzept doch weiterzuführen. Es schützt vor Vereinfachungen, weil es die Sorgfalt einfordert, zwischen individuell unterschiedlichen »Erlebnissen« (erstens), generationell ähnlich gelagerten »Erfahrungen« (zweitens) und innergenerationell differenzierter »Verarbeitung« von Erfahrung (drittens) zu unterscheiden. Karl Mannheims bekannte Kategorienbildung (Generationslagerung, Generationszusammenhang, Generationseinheiten) erscheint damit im Anwendungsfall der Alterskohorten intellektueller Eliten keineswegs überholt.²⁸

Unabhängig davon ist Schlaks Buch aber einfach ein Lesevergnügen. Die Abneigung seiner Untersuchungsperson gegen sterile Methodendiskurse hat sich der Autor fröhlich zueigen gemacht und führt den Leser im essayistischen Plauderton und mit viel Sinn für Kuriositäten (Horkheimers Pillenkoffer) durch seine Geschichte. Alles Additive, was der Gattung Biografie oft mühlsteinschwer anhängt, fehlt hier. Zugleich widerlegt Schlak damit aufs Beste alle Vorurteile über die vermeintliche Unlesbarkeit wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten.

Nikolai Wehrs, Potsdam

Mario Kessler, Ossip K. Flechtheim. Politischer Wissenschaftler und Zukunftsdenkler (1909–1998) (Zeithistorische Studien, Bd. 41), Böhlau-Verlag, Köln/Weimar etc. 2007, 295 S., geb., 39,90 €.

Zehn Jahre nach seinem Tod 1998 ist Ossip K. Flechtheim bereits in Vergessenheit geraten – ein Mann, der nicht nur die Politologie in der jungen Bundesrepublik etablieren half, sondern auch eine neue Wissenschaft mit begründete, die »Futurologie«. Für heutige Ohren klingt ihr Name nach Trendforschung oder Esoterik, doch suchte die »Wissenschaft von der Zukunft« schon vor dreieinhalb Jahrzehnten nach Modellen, wie auf Veränderungen der natürlichen Umwelt reagiert werden könne, die von den Industriegesellschaften verursacht werden und die uns heute in Form des Klimawandels einzuholen drohen.

Mario Keßler, Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam, der in den letzten Jahren mit mehreren Arbeiten in der Sozialismus- und Antisemitismusfor-

²⁷ Ders., *Die deutsche Unruhe. Studien zur Hochschulpolitik*, Hamburg 1969, S. 123.

²⁸ *Karl Mannheim, Das Problem der Generationen*, in: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7, 1928, S. 309 ff.

schung hervorgetreten ist, legt nun die erste umfassende Monografie über Flechtheim vor. Keßler wertet hierfür nicht nur eine Fülle von Flechtheims Schriften aus, sondern ebenso dessen umfangreichen Nachlass in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt/Main und Archiv-Quellen in den USA. Hinzu konnte er Gespräche mit der Tochter Flechtheims und mit Weggefährten führen, etwa mit John (Hans) Herz, Ernst Engelberg oder Nathan Steinberger.

Ossip Flechtheim wurde 1909 als Sohn jüdischer Eltern, die aus Deutschland und Litauen stammten, in der Ukraine geboren und wuchs seit 1911 in Deutschland auf. Bereits in jungen Jahren las er Marx. Fortan war er von der Idee fasziniert, dass sich durch eine strikte Anwendung der vom Marxismus behaupteten ökonomischen Gesetze der weitere Verlauf der Geschichte vorhersagen lasse. Als Student der Rechtswissenschaften trat er 1927 der KPD bei, distanzierte sich aber gegen Ende der Weimarer Republik zunehmend von ihr. 1934 noch promoviert, betätigte sich Flechtheim in der Gruppe »Neu Beginnen« illegal. Nachdem er kurzzeitig inhaftiert worden war, gelang ihm 1935 die Flucht ins Exil, zunächst in die Schweiz, wo er am Genfer *Institut Universitaire de Hautes Études Internationales* weitere Studien betreiben konnte. Von dort gelangte er in die USA, wo er an mehreren Colleges unterrichtete. Im Exil widmete sich Flechtheim der wissenschaftlichen Erforschung des Kommunismus. 1952 kehrte er in die BRD zurück, genauer nach Berlin, wo er am Otto-Suhr-Institut Politologie lehrte. Aus der SPD, deren Mitglied er im gleichen Jahr geworden war, trat er aufgrund der programmatischen Neuakzentuierung von Godesberg 1962 aus. In den folgenden Jahren wurde Flechtheim zum Mitbegründer der »Futurologie«. In ihr mischte er moralisch fundierte Gesellschaftskritik und Sozialwissenschaften und versuchte, einen marxistisch geprägten Sozialismus in neue Krüge zu gießen. 1980 trat er der Alternativen Liste Berlin bei, die später Teil der »Grünen« wurde. Dieser dritten Partei in seinem Leben gehörte Flechtheim bis zu seinem Tod 1998 an und vertrat in ihr einen »Ökosozialismus«.

An Flechtheims Biografie lassen sich par excellence die Brüche sozialistischer Lebensläufe im 20. Jahrhundert nachvollziehen. Trotz oder gerade ihretwegen war Flechtheim von einer beeindruckenden wissenschaftlichen und publizistischen Produktivität. Auf den Feldern der Rechtssoziologie, der Politologie, der Parteien- und Kommunismusforschung, der Geschichtswissenschaft und Zukunftsforschung, auf denen er in über 60 Jahren auch interdisziplinär tätig war, hinterließ er 18 Bücher und fast 500 Artikel und Aufsätze.

Diesem bewegten Leben widmet Mario Keßler eine umfassende Beschreibung, die sich zu lesen lohnt. Auf solider Quellenbasis, chronologisch angeordnet, nehmen vier Abschnitte die Jugend Flechtheims, seine Exilzeit und seinen Weg zur Politologie, seine Rückkehr in die Bundesrepublik und seine Wende zur »Futurologie« in den Blick. Mit einem Umfang von etwas über 220 Seiten bleibt die Darstellung in einem gut überschaubaren Rahmen.

Orientiert an Arbeiten zur Exil- und Remigrationsforschung wie Rainer Nicolaysens Studie über Siegfried Landshut löst Keßler überzeugend den Anspruch ein, anhand der exemplarischen Biografie eines Wissenschaftlers darzustellen, wie es gelingen konnte, die in verschiedenen Ländern, Sprachen und Wissenschaftskulturen gesammelten Erfahrungen in interdisziplinärer Forschung zu verschmelzen.

Keßlers Anspruch, eine »intellektuelle Biographie« Flechtheims zu schreiben, die ihn »in seinen verschiedenen sozialen und kulturellen Milieus zeigt« (S. 11), die einerseits die geistigen Einflüsse auf ihn nachzeichnet und andererseits sein intellektuelles Schaffen, wird hingegen nur bedingt eingelöst. In der Schilderung von Lebensläufen meist jüdischer und sozialistischer Emigranten aus den Geistes- und Sozialwissenschaften, der frühen und lebenslangen Freundschaft Flechtheims mit John Herz, aber auch seiner Beziehungen zu Richard Löwenthal, Ernst Engelberg, Robert Jungk oder Hans Mayer, schlägt sich zwar Keßlers profunde Kenntnis der Materie nieder. Jedoch bleiben in den prosopografischen

Teilen des Buches manche der zahlreichen Biogramme ein wenig unverbunden neben der Biografie Flechtheims stehen. Nicht immer wird klar, warum Keßler ihnen so breiten Raum einräumt, und das Zusammenwirken der Weggefährten mit Flechtheim in institutionellen und politischen Zusammenhängen erschließt sich nicht immer. Dies hat sicher auch einen Grund darin, dass Keßler vornehmlich aus den Schriften Flechtheims schöpft, seltener jedoch aus den Archiv-Quellen.

Dass Keßler die »intellektuelle Biographie« mit einer Analyse der Werke Flechtheims kombiniert, führt dazu, dass deren inhaltliche Wiedergabe durchgehend breiten Raum einnimmt. So erfährt der Leser viel über deren Kerngedanken, teilweise ermüden jedoch die langen Zitate. Die »intellektuelle Biographie« droht hier zu einer Biografie der Werke zu werden. Nur wenig erfährt man dabei über deren Aufnahme und Wirkung.

Die Wendepunkte in Flechtheims Leben auszuleuchten, gelingt Keßler leider nicht immer. Warum und wie Flechtheim nach dem Zweiten Weltkrieg in den Dienst der amerikanischen Militärverwaltung kam, und warum er als Bürochef von Robert M. W. Kempner, des US-Hauptanklägers für Kriegsverbrechen, Carl Schmitt verhörte, bleibt vollständig im Dunkeln (S. 77). Über die universitären Prägungen Flechtheims kann Keßler nichts Substantielles berichten. Hier wird wenig ergiebig spekuliert und es fallen Namen, die für Flechtheim anscheinend ohne Bedeutung sind (S. 26–29). Auch schleichen sich hier anderweitige forschersische Interessen Keßlers in die Darstellung ein (S. 36–38), was die Stringenz der Darstellung mindert.

Ausgesprochen gelungen und interessant ist hingegen die Darstellung von Flechtheims Exilzeit in Genf – auch, wie Hans Kelsen sich für eine Vielzahl jüdischer und kommunistischer Exilanten aus Deutschland einsetzte –, zum anderen seiner Erfahrungen in den USA, etwa mit der Rassendiskriminierung (S. 49 ff.). Ausgewogen berichtet Keßler über die Gründe von Flechtheims Remigration (S. 92 ff.): Jener sah sich 1951/52, als ihm während der McCarthy-Ära eine Weiterbeschäftigung in den USA verweigert wurde, als Jude und Kommunist diskriminiert, möglicherweise hatte er aber auch schlicht die notwendige »Akkumulation sozialen Kapitals« unterschätzt (S. 95). Erfreulich sind auch die Einblicke, die man durch Keßlers Studie in die junge Berliner Politologie der 1950er- und 1960er-Jahre gewinnt.

Auf der einen Seite ist Keßlers Zurückhaltung zu loben, was Wertungen anbelangt, wenn die Darstellung so auch recht deskriptiv gerät. Andererseits schlägt stellenweise seine Grundsympathie mit Flechtheim durch, und der Leser weiß dann nicht, wo die inhaltliche Wiedergabe Flechtheims endet und Keßlers Interpretation beginnt, etwa bei den Urteilen über das Godesberger Programm (S. 122 f.) oder über die Wurzeln des Faschismus (S. 221). Wenn Keßler im Schlusskapitel den »Futurologen« zum Seher der deutschen Einheit und der Anschläge vom 11. September 2001 erhebt (S. 222), droht er ihn zu verklären.

Keßlers Biografie ist verständlich geschrieben. Wenn auch die Einbettung der Zitate und die gedanklichen Übergänge stellenweise den Eindruck erwecken, als sei die Arbeit unter großen Druck entstanden, so nimmt ihr das nichts von ihrem informativen Gehalt. Flechtheims Denken kreiste um zentrale Fragen des 20. Jahrhunderts, die uns auch heute noch beschäftigen. Das Schriftenverzeichnis, das Keßler bereitgestellt hat, das auch die zahllosen kleineren Artikel Flechtheims erfasst, wird für weitere Untersuchungen, etwa zur Wirkung Flechtheims, eine dankbare Hilfe sein, wie auch die Zeittafel, die das Werk ergänzt.

Henning Albrecht, Hamburg

Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp (Hrsg.), *Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus*, Wissenschaftlicher Verlag Berlin, Berlin 2008, 191 S., kart., 24,80 €.

Der vorliegende Sammelband vereinigt die Forschungsarbeiten ehemaliger und gegenwärtiger Stipendiaten der Friedrich-Ebert-Stiftung, die sich in ihren Dissertationen intensiv mit dem Nationalsozialismus auseinandersetzten. Ziel der Herausgeber war es dabei, nicht allein einen historischen Ansatz zu wählen, sondern Autoren verschiedener Fachdisziplinen zu Wort kommen zu lassen. Ein möglichst breitgefächertes Bild des nationalsozialistischen Deutschland entsteht dadurch, dass sowohl die Bereiche Wehrmacht und Polizei, Diplomatie, Propaganda – und hiervon kaum zu trennen – Politik und Kultur umfasst werden. Gemeinsames Erkenntnisinteresse der Beiträge dieser Vertreter der jüngeren Forschungsgeneration ist die Frage, inwieweit von einer Deformation der Gesellschaft im ›Dritten Reich‹ gesprochen werden kann. Nach Auffassung der Autoren greifen Fragestellungen nach Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der deutschen Geschichte zu kurz, denn die Nationalsozialisten siedelten sich einerseits in einer deutschen Traditionslinie an, brachen aber zugleich mit dieser, so dass Hitlers Aufstieg weder als ›Betriebsunfall‹ noch als unabwendbare Konsequenz der deutschen Entwicklung erklärt werden kann. Zudem verstellten antagonistische Sichtweisen, wie die der ›Intentionalisten‹ und der ›Funktionalisten‹ bei der ›Endlösung der Judenfrage‹, den Blick auf das komplexe Geschehen.

Zunächst analysiert Daniel Schmidt, 2007 mit einer Arbeit über die Schutzpolizei im Ruhrgebiet in der Zwischenkriegszeit promoviert, die Verortung der preußischen Polizeioffiziere zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Für deren Selbstverständnis und Ansehen bildeten stets die Offiziere der Reichswehr die maßgebliche Referenzgruppe. Der idealtypische Polizeioffizier galt als militärischer Führer. Dies führte zu einem übersteigerten Konkurrenzdenken zur Wehrmacht, in dem Schmidt eine Erklärung dafür sieht, »dass sich viele jüngere Polizeioffiziere im kommenden Weltanschauungs- und Vernichtungskrieg als Kompanie- und Zugführer durch besondere Radikalität hervorgetan haben« (S. 21 f.).

Die Deformation der Militärelite erörtert Timm C. Richter. Er arbeitet heraus, dass der Erste Weltkrieg der Leitidee vom ›totalen Krieg‹ endgültig zum Durchbruch verhalf, schon die Heeresreform der ›Ära Seeckt‹ den Aufbau eines totalen Wehrstaates im Blick hatte und das spätere Scheitern der Generäle Groener und Schleicher keineswegs eine Zäsur für die Militärelite bedeutete. Nach Richter ließen »kaltes militärisches Kalkül und die Illusion über die eigenen Möglichkeiten das Militär zu einem integralen Bestandteil des NS-Staates werden«, die in eine »Selbstgleichschaltung« der Reichswehr mündete (S. 38 f.). Richter wendet sich gegen eine Bewertung des Chefs der Heeresleitung, General Fritsch als konservativen Gegenpol zu Blomberg und Reichenau zu betrachten. Tatsächlich habe sich Fritsch jede Kritik an der Person Hitlers verboten und schon in einem Schreiben an Joachim von Stülpnagel vom 16.11.1924 sein Feinbild klar umrissen: »Ebert, Pazifisten, Juden, Demokraten, Schwarzrotgold« (S. 40).

Sebastian Weitkamp, mit einer Studie über das Auswärtige Amt und die ›Endlösung der Judenfrage‹ promoviert²⁹, untersucht in seinem Beitrag über Polizei-Attachés und SD-Beauftragte an den deutschen Auslandsmissionen das Verhältnis dieser ›Vernichtungskrieger mit Diplomatenstatus‹ (S. 65) zum Auswärtigen Amt. Er kommt zu dem Schluss, dass die Konflikte zwischen Missionschefs und SS-Attachés nach 1945 übertrieben wurden und gerade bei der ›Judenpolitik‹ eine weitgehend reibungslose Zusammenarbeit festzustellen sei. Besonders unter Ribbentrops Führung seit 1938 sei das Auswärtige Amt in allen Bereichen stark nationalsozialistisch geprägt worden und »deformierte

29 *Sebastian Weitkamp*, *Braune Diplomaten. Horst Wagner und Eberhard von Thadden als Funktionäre der Endlösung*, Bonn 2008.

vom klassischen Instrument der Außenpolitik zum willigen Erfüllungsgehilfen der ›Endlösung‹ (S. 74). In dem zweiten, die Diplomatie betreffenden Beitrag thematisiert Daniel Roth am Beispiel der Deutschen Gesandtschaft in Stockholm auf dem Höhepunkt ihres Ausbaus im Zweiten Weltkrieg den »Mikrokosmos der NS-Außenpolitik«. Roth, der 2007 seine Dissertation zu diesem Thema an der Uni Flensburg vorgelegt hat, sieht die Deformation dieser Institution in einem durch die polykratische Ämterkonkurrenz bedingten Konkurrenz- und Anpassungsdruck begründet. Trotz allem vordergründigen Neben- und Gegeneinander, Intriganten- und Dilettantentum sowie dem kriegsbedingten Wildwuchs der Dienststellen an der Stockholmer Botschaft hätten die nach Stockholm entsandten deutschen Diplomaten letztlich nicht als Sand, sondern Öl im Getriebe der Kriegsanstrengungen des ›Dritten Reiches‹ gewirkt. Die Deformation dieser Institution habe sich in der Anpassung an das nationalsozialistische Leitbild des vorbehaltlos loyalen Interessenvertreters einer zur Staatsideologie erhobenen Weltanschauung realisiert.

In seinem Aufsatz zur Bedeutung der NS-Propaganda für die Eroberung staatlicher Macht und die Sicherung politischer Loyalität vertritt Daniel Mühlenfeld, Doktorand an der Universität Jena, die These, dass die Goebbels-Propaganda »entgegen der bisherigen Forschungsmeinung keineswegs das zentrale Instrument zur Erringung staatlicher Macht vor und Sicherung politischer Loyalität nach 1933 gewesen ist« (S. 93). In der Tat enthalten die von Mühlenfeld herangezogenen Akten reichhaltiges Material, welches zum einen erhebliche organisatorische Defizite der Reichspropagandaleitung und zum anderen den dezentralen Charakter der NS-Propaganda vor 1933 zeigen. So handelt es sich bei der immer noch vorhandenen Sichtweise, Goebbels' effektive Meinungsmanipulation habe weite Teile der Bevölkerung zum Nationalsozialismus verführt, um eine Übernahme von Goebbels' Selbststilisierung, der schlechthin geniale Dirigent der öffentlichen Meinung gewesen zu sein. Zahlreiche Befunde sprechen dafür, »dass die Wirkungsmächtigkeit der NS-Propaganda auch im ›Dritten Reich‹ weniger auf Manipulationen, als vielmehr auf der Bereitstellung medialer Inhalte beruhte, von denen das Regime wusste oder zumindest hinreichend sicher vermutete, dass diese von der Bevölkerung nachgefragt waren [...] Die Bindekraft des Nationalsozialismus lag also vielmehr in der Befriedigung elementarer Wünsche, Bedürfnisse und Erwartungen der Bevölkerung« (S. 107 f.).

Der »normierte Tod« betitelt Christian A. Braun, der mit einer Dissertation zum nationalsozialistischen Sprachstil hervorgetreten ist³⁰ seinen Beitrag zur sprachlichen Gleichschaltung von Todesanzeigen für gefallene Soldaten im »Dritten Reich«, dargestellt am Beispiel des Gauorgans »Der Führer«. Dass die Presse im Nationalsozialismus rechtlich, wirtschaftlich und inhaltlich gelenkt wurde, ist bekannt, nicht jedoch die Übergriffsversuche in Form von Sprachregelungen auf private Texte wie Todesanzeigen. Der Autor beschreibt, wie das Regime die Trauerkultur um Millionen Menschen, die es in den Tod schickte, zu verändern suchte. Nachdem in den Augen des Regimes das subversive, Wehrkraft und Volksgemeinschaft unterminierende Verhalten der Angehörigen in den Anzeigen für ihre gefallenen Soldaten darin bestand, zu selten den Heldentod für Führer und Vaterland zu rühmen, wurden in einem langen Prozess bis September 1944 erfolgreich verbindliche Sprachregelungen geschaffen: »Für Führer, Volk und Reich gaben ihre Leben. Oder: Für Führer, Volk und Vaterland starben den Heldentod« (S. 119). Sämtliche Gestaltungsspielräume wurden nivelliert und den privaten Anzeigen »der Charakter eines Formulars« verliehen (S. 144).

Mit den Gemeinsamkeiten und Unterschieden bei der Behandlung ausländischer Juden in Deutschland und Frankreich befasst sich Michael Mayer im Anschluss an seine Dis-

30 Christian A. Braun, *Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik*, Heidelberg 2007.

sertation.³¹ In den Regierungen und Gesellschaften beider Staaten stellt der Autor einen Konsens in der angeblichen »Notwendigkeit« einer antijüdischen Politik fest, die auch dazu führte, dass sich die gesetzlichen Regelungen nicht nur auf ausländische und kurzzeitig eingebürgerte Juden beschränkten, sondern in beiden Staaten Gesetze erlassen wurden, um den öffentlichen Dienst sowie Medizin und Justiz auch von inländischen Juden zu »säubern«. Ein jähes Ende dieser Gemeinsamkeiten konstatiert Mayer beim »außerstaatlichen Vorgehen der radikalen Nationalsozialisten gegen die Juden« – das »keinerlei Entsprechung in Frankreich« fand (S. 162).

Erinnerung in der Exilliteratur an Berlin, insbesondere den Berliner Tiergarten, reflektiert Susanna Brogi, die zu diesem Themenkomplex auch ihre Dissertation verfasst hat.³² Anders als Privatgärten unterlag der Tiergarten schon bald restriktiven behördlichen Bestimmungen, die den als »jüdisch« diffamierten Teil der Bevölkerung systematisch erniedrigten. Brogi beschließt ihre Erörterung mit einer Tagebuchnotiz von Witold Grombowicz, der im argentinischen Exil den Holocaust überlebt hatte. Als er sich zur Zeit des Kalten Krieges vorübergehend in Berlin aufhielt, ließen ihn »die polnischen Düfte im Tiergarten den eigenen Tod wittern« (S. 188). So zeigt diese Tagebuchnotiz Berlin und den Tiergarten als Orte, an denen sich zusätzlich die außerhalb Deutschland begangenen deutschen Verbrechen angelagert haben. Die Bewertung Brogis, dass »die Gesellschaft und deren repräsentativen Orte ebenso wie der literarische Ort Tiergarten eine die Spuren der realen Zerstörung überdauernde irreversible Deformation erfahren« haben (ebd.), sollte als heuristisches Prinzip im Hinblick auf bleibende Deformationen gesellschaftlicher Gruppen und Institutionen Anwendung finden.

Die Autoren/innen des Sammelbandes haben von den Polizeioffizieren über die Militärelite, SS-Diplomaten, den Mikrokosmos einer Gesandtschaft, der Bedeutung der NS-Propaganda, sprachlichen Gleichschaltung, Ausgrenzung von Juden und Fallbeispielen literarischer Rezeption neue Forschungsansätze vorgelegt und materialreich belegt, die im wissenschaftlichen Diskurs vertieft werden sollten.

Wigbert Benz, Karlsruhe

Quellensammlung zur Geschichte der deutschen Sozialpolitik 1867 bis 1914, hrsg. von Hansjoachim Henning/Florian Tennstedt, I. Abteilung: Von der Reichsgründungszeit bis zur kaiserlichen Sozialbotschaft (1867 bis 1881), Bd. 8: Grundfragen der Sozialpolitik in der öffentlichen Diskussion: Kirchen, Parteien, Vereine und Verbände, bearb. von Ralf Stremmel/Florian Tennstedt/Gisela Fleckenstein unter Mitarbeit von Margit Peterle und Gisela Rust-Schmölle, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2006, XL + 670 S., geb., 69,90 €.

Das vorliegende Werk schließt die erste Abteilung der von Peter Rassow und Karl Erich Born begründeten Quellenedition zur Geschichte der Sozialpolitik des deutschen Kaiserreichs ab. Den Dokumententeil des Bandes eröffnet ein Faksimile der Gründungsversammlung des Vereins für Socialpolitik im Oktober 1873. Der Wille zur Bildung dieser bis heute existenten Standesorganisation der deutschen Nationalökonominnen ging von der ein Jahr zuvor stattgefundenen Eisenacher Versammlung aus, die leidenschaftlich über die Arbeiterfrage debattierte. Die auszugsweise nachgedruckte Dokumentation dieser Konferenz im Oktober 1872 bildet das Herzstück des hier behandelten Zeitabschnitts. 91 von

31 Michael Mayer, Antisemitismus in NS-Deutschland und Vichy-Frankreich. Die Ministerialbürokratie und die »Judenpolitik«, München 2008 (erscheint in den »Studien zur Zeitgeschichte«).

32 Susanna Brogi, Der Tiergarten in Berlin – ein Ort der Geschichte. Eine kultur- und literaturhistorische Untersuchung, Würzburg 2008.

161 zusammengestellten Einzelquellen stammen aus den beiden Kernjahren 1872/73. Im Wesentlichen handelt es sich um die Korrespondenz der sog. Kathedersozialisten Lujó Brentano, Georg Friedrich Knapp, Gustav Schmoller und Adolph Wagner, die als 28- bis 37-Jährige noch am Anfang ihrer Professorenkarrieren standen.

Die Quellen ermöglichen nicht nur eine Rekonstruktion der Gründungsgeschichte des Vereins, sondern gewähren auch einen Einblick in die soziale Brisanz der diskutierten Theorien zur Lösung der »Sozialen Frage«. Ergänzt werden die Briefwechsel durch grundlegende Denkschriften, z. B. das Plädoyer des 26-jährigen Schmoller (1864) für eine sozialpolitische Ausrichtung der deutschen Nationalökonomie oder einen Text Wagners zur Lösung der sozialen Frage (1871). Eine Reihe aufgenommener Presseartikel zeigt die in Teilen ablehnende Reaktion der öffentlichen Meinung, die sich missbilligend über die »professoralen Weltbeglückungstheoretiker« äußerte (S. 388).

An weiteren Quellengruppen präsentiert die Edition Denkschriften, Ansprachen und Aufrufe; Rundschreiben von Unternehmern an ihre Arbeiter (z. B. Krupp); Berichte verschiedener Institutionen; Programme und Programmwürfe politischer Parteien (1869 Sozialdemokratische Arbeiterpartei, 1870 Katholische Volkspartei, 1872 Monarchistisch-nationale Partei, 1878 Christlich-soziale Arbeiterpartei) sowie von Vereinen und Verbänden (1870 Christlicher Arbeiterverein Essen, 1877 Statut des Zentralvereins für Sozialreform, 1880 Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde). Ein Schwerpunkt liegt auf der lokalen Dokumentation des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, was die Herausgeber mit der gemischten Wirtschaftsstruktur zwischen altem Mittelstand und neuen Großindustrien begründen. Als besondere Quellengruppe sind die Handelskammerberichte hervorzuheben, die sich nicht nur mit den »Arbeiterverhältnissen« in Aachen-Burtscheid, Lüdenscheid und Dortmund auseinandersetzen, sondern auch konkrete Vorschläge zur Schlichtung der Interessenkonflikte auf dem Arbeitsmarkt unterbreiten. Insgesamt liefern die vorgelegten Quellen einen facettenreichen Überblick über den öffentlichen Teil der Diskussion, klammern aber das Regierungshandeln aus, dem bereits der 1994 erschienene Band zu Grundfragen der Sozialpolitik 1867–1914 gewidmet war.

Hinsichtlich der Editionsprinzipien sind die hilfreichen Kurzregeste als Kopf jeder präsentierten Quelle ebenso hervorzuheben wie ein umfangreicher Anmerkungsapparat, der nützliche Verweise zu weitergehender Literatur und manchmal auch zu anderen Quellenpublikationen bietet. Ein sorgfältig erarbeitetes Orts-, Personen- und Sachregister erleichtert die Orientierung im Band. Für die wesentlichen Akteure sind die ansonsten in den Fußnoten verteilten biografischen Informationen an dieser Stelle noch einmal zusammengefasst.

Inhaltlich stehen die verschiedenen Lösungsansätze der Sozialen Frage im Mittelpunkt, die von christlich-unternehmerischen bis zu sozialistischen Standpunkten reichen. Den Kernpunkt der Auseinandersetzung bildete die Grundfrage um Selbsthilfe oder Staatshilfe. Der Staat war jedoch noch fernab vom Interventionsstaat, den Autoren wie Werner Abelshäuser mit der Bismarck'schen Sozialversicherungsgesetzgebung der 1880er-Jahre beginnen sehen. Folgerichtig richteten die Kathedersozialisten ihre Attacken gegen die »Tyrannei des Manchestertums«. Abgerundet wird der für didaktische Zwecke gut einsetzbare Band durch eine fachkundige Einleitung, die zugleich die wichtigsten Titel der Sekundärliteratur zu erschließen hilft.

Marcel Boldorf, Berlin/München

Ulf Brunnbauer/Andreas Helmedach/Stefan Troebst (Hrsg.), Schnittstellen. Gesellschaft, Nation, Konflikt und Erinnerung in Südosteuropa. Festschrift für Holm Sundhaussen zum 65. Geburtstag (Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 133), Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2007, 640 S., Ln., 69,80 €.

Bereits zu Beginn ihrer Einleitung zur vorliegenden Festschrift zitieren die Herausgeber eine programmatische Aussage von Holm Sundhaussen, die stellvertretend steht für das Anliegen und Erkenntnisinteresse dieses eminenten Südosteuropahistorikers: »Ich kritisiere, dass die Geschichte des Balkanraums in das Prokrustesbett der ›Allgemeinen‹, d. h. der ›westlichen‹ Geschichte gezwängt wird. Für mich ist die Geschichte des Balkanraums etwas anderes und weit mehr als eine verspätete, durch das ›osmanische Erbe‹ verfälschte und im 19./20. Jahrhundert zeitlich gestraffte Variante der ›Europäischen Geschichte‹.«

Damit betonte Holm Sundhaussen nicht nur ›sein‹ historisches Verständnis vom Balkan, auch bezog er mit diesem programmatischen Bekenntnis Stellung gegen die These seiner Kollegin Maria Todorova, die in ihrem Buch »Imagined Balkans« die Balkangeschichte in den allgemeinen europäischen Geschichtsfluss zu integrieren suchte und den Begriff des »Balkans« als negativ konnotierte Erfindung des Westens bezeichnete, der seinen Nutzen nur in der historischen Segregation dieser europäischen Region entfalte.³³ Nimmt man den euphemistisch als »Balkanisierung« bezeichneten Vorgang des Staatszerfalls und der Separation, der sein negatives und diskriminierendes Stelldichein besonders öffentlichkeitswirksam seit den schrecklichen Bruderkriegen auf dem Territorium des ehemaligen Jugoslawiens feiern durfte, dann erscheint der Versuch Todorovas, eine Integration südosteuropäischer Geschichte in den gesamteuropäischen Kontext zu vollführen, durchaus legitim. Doch, und an diesem Punkt hat Holm Sundhaussen sehr engagiert Stellung bezogen, darf die Geschichte des Balkans nicht von der westeuropäischen Geschichtsdeutung gleichsam inkorporiert werden, sozusagen als Negativfolie, vor der sich die eigene, westeuropäische Gesellschaftsgeschichte im strahlenden Licht einer geglückten Modernisierung, Demokratisierung und Pazifizierung sonnen könne.

Der in drei Großkapitel und einen Epilog unterteilte Sammelband macht genau diesen Umstand einer sowohl besonderen als auch allgemein in die europäische Entwicklung integrierbaren historischen Entwicklung dieser Region deutlich.

Den wissenschaftlichen Beiträgen vorangestellt ist zunächst eine Würdigung der Leistungen Holm Sundhaussens, insbesondere seines Wirkens in den politisch schwierigen Zeiten des kriegesischen Zerfalls Jugoslawiens. Die unter den Rahmenthemen »Sozialer und politischer Wandel«, »Studien zu Nationsbildung, Identitäten und Konflikten« und »Repräsentationen und Erinnerungskulturen« gefassten Großkapitel machen allerdings den Kern dieser Festschrift aus, und als Autoren konnten die Herausgeber nahezu alle nennenswerten Südosteuropakenner gewinnen. Einen kaum zu übersehenden geografischen Schwerpunkt bilden die Arbeiten zum ehemaligen Jugoslawien, aber auch andere Staaten der Balkanregion wie etwa Bulgarien werden thematisiert. Der zeitliche Schwerpunkt der Beiträge liegt überwiegend im 19. und 20. Jahrhundert, doch auch hier ist es den Herausgebern gelungen, Autoren für eine breitere zeitliche Dimension zu engagieren, so dass das Spektrum der abgedruckten Arbeiten vom 18. bis zum 21. Jahrhundert reicht.

Einzig die Zeit der sozialistischen Transformation und der Nachkriegszeit, sowohl der unmittelbaren als auch der mittelbaren, ist wenig bearbeitet worden. Dabei ist es gerade die ost- und südosteuropäische Nachkriegsgeschichte, die einer intensiveren wissenschaft-

33 Maria Todorova, *Imagining the Balkans*, New York 1997. Zur Todorova-Sundhaussen-Kontroverse vgl. exemplarisch *dies.*, *Konstrukcija zapadnog diskursa o Balkanu*, in: *Etnološka tribina* 19, 1996, S. 25–41; *dies.*, *Der Balkan als Analyse-kategorie. Grenzen, Raum, Zeit*, in: *GG* 28, 2002, S. 470–492; *Holm Sundhaussen*, *Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas*, in: *GG* 25, 1999, S. 626–653.

lichen Analyse bedarf. Hier wären insbesondere sozial-, kultur- und gesellschaftshistorische Unternehmungen gefragt, die vor allem auch das Potenzial besitzen, die sogenannte »Westernisierungsthese«³⁴ kritisch zu beleuchten und nicht zuletzt auch infrage zu stellen.³⁵

Es kann, aufgrund des begrenzt zur Verfügung stehenden Raumes im Rahmen einer Einzelrezension, natürlich nicht auf jeden einzelnen Artikel vertiefend eingegangen werden, weshalb an dieser Stelle auch eine Schwerpunktsetzung auf drei Aufsätze erfolgt, die nicht zuletzt den Forschungsinteressen des Rezensenten geschuldet ist. Die eingangs problematisierte Kontroverse darum, wie man denn nun eigentlich mit südosteuropäischer Geschichte verfahren solle, findet Eingang im Beitrag des Leipziger Historikers Wolfgang Höpken, der sich unter dem Titel »Archaische Gewalt oder Vorboten des ›totalen Krieges‹? Die Balkankriege 1912/13 in der europäischen Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts« (S. 245–260) um eine theoretische und methodische Anknüpfung an die kultur- und alltagsgeschichtliche Erweiterung der Militärgeschichte bemüht, wie sie seit einigen Jahren insbesondere von der »Historischen Friedensforschung« betrieben wird (S. 245 f.).³⁶ Im Fokus dieser Neuorientierung steht das unmittelbare Gewalthandeln im Kriege – es geht demnach nicht mehr um eine Geschichte militärischer Operationen und Taktiken, sondern um eine Militärgeschichtsschreibung, »die vom Tode spricht«, wie es Höpken in Anlehnung an Michael Geyer formuliert.³⁷ Der Untersuchungsgegenstand der Balkankriege besitzt in dieser Hinsicht einen doppelten Gewinn: zum Einen fehlen bisher ohnehin Forschungen zu diesem grausamen Kapitel südosteuropäischer Geschichte, und zum Anderen lässt sich an diesem Beispiel auch die These von der Besonderheit bzw. Allgemeinheit südosteuropäischer Geschichte überprüfen. Dass es gerade an diesem Beispiel nicht an stereotypen Urteilen mangelt, macht Wolfgang Höpken durch ein Zitat des Historikers und Publizisten Dan Diner deutlich, wonach die »Intensität und Grausamkeit« der Kriegführung während der Balkankriege »den militärisch geordneten Staatenkriegen auf dem europäischen Kontinent fremd waren« (S. 247). Auch zeitgenössische Beobachter haben schon von der »Halb-Cultur der Balkanstämmen« und ihrer »Neigung zur Grausamkeit« gesprochen (S. 257). Diese Urteile haben jedoch naturgemäß wenig mit einer kritischen Geschichtswissenschaft gemein, und schon gar nicht können sie eine hinreichende Erklärung für das Massensterben der Jahre 1912/13 bieten. Die strukturellen Voraussetzungen militärischer Konfliktaustragung haben sich auch in den Staaten der Balkanregion spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts grundlegend verändert, so etwa in Serbien mit der Militärreform von 1883, die sowohl eine Wehrpflicht der Männer als auch die erstmals aktive Einbindung von Frauen in den Kriegsdienst umfasste (S. 248 f.). Auch die technologische Aufrüstung der Armeen folgte europäischen Vorbildern, so dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch auf dem Balkan durchaus moderne und effiziente Armeen existierten. Eine Besonderheit der südosteuropäischen Situation hebt Wolfgang Höpken jedoch zu Recht hervor: Neben der Wehrpflichtigenarmee existierten auch weiterhin paramilitä-

34 Vgl. dazu etwa *Anselm Doering-Manteuffel*, Westernisierung. Politisch-ideeller und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre, in: *Axel Schildt/Detlef Stegfried/Karl Christian Lammers* (Hrsg.), *Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften*, Hamburg 2000, S. 311–341.

35 Dazu *Boris Kanzleiter/Krunoslav Stojaković* (Hrsg.), »1968« in Jugoslawien. Studentenproteste und kulturelle Avantgarde zwischen 1960 und 1975, Bonn 2008.

36 Vgl. einführend *Thomas Kühne/Benjamin Ziemann* (Hrsg.), *Was ist Militärgeschichte?*, Paderborn etc. 2000; *Benjamin Ziemann*, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923*, Essen 1997.

37 *Michael Geyer*, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tode spricht, in: *Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke* (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt/Main 1995, S. 136–161.

rische Einheiten, die sich durchaus als legitime Kämpfer für die nationale Sache empfanden und auf deren Konto ein Gutteil »entgrenzter Gewalthandlungen« während der Kriegshandlungen ging (S. 250). Für die immensen Opferzahlen während der Balkankriege mitverantwortlich war allerdings auch noch ein anderer Umstand, nämlich die logistische und medizinische Versorgung der Soldaten. Wie Höpken ausführt, fehlte es an einer adäquaten medizinischen Betreuung, weshalb viele Verwundete während des Transports sterben mussten (S. 252). Zusammenfassend kann man Wolfgang Höpken in seinem Urteil recht geben, dass die Balkankriege von modernen Armeen unter »vormodernen« infrastrukturellen Bedingungen geführt wurden, der Gewaltexzess der Jahre 1912/13 jedoch eher Vorbote des zwei Jahre später beginnenden Ersten Weltkriegs mit seinen *killing fields* war denn eine spezifisch »balkanische Grausamkeit« (S. 258 f.).

Der Münsteraner Theologe Thomas Bremer widmet sich in seinem Beitrag dem Versöhnungsanliegen zwischen den Religionsgemeinschaften im ehemaligen Jugoslawien, insbesondere zwischen den beiden christlichen Religionen, der katholischen Kirche Kroatiens und der orthodoxen Kirche Serbiens (S. 323–333). Nach einem einführenden theologischen Exkurs über den Begriff der »Versöhnung« (S. 324–326) widmet sich Bremer seiner Ausgangsfrage, nämlich ob die Religionsgemeinschaften Jugoslawiens verschärfend oder mildernd auf die kriegerischen Auseinandersetzungen eingewirkt haben.

Ein zentrales Problem bei dieser Aufarbeitung ist aber, dass kein Konsens darüber besteht, worüber man sich eigentlich zu versöhnen habe (S. 331). Und dieses Problem resultiert aus der gesellschaftspolitischen Rolle, die den Kirchen in Kroatien und Serbien zukommt, bzw. die sie auch für sich selbst in Anspruch nehmen. Beide Kirchen verstehen sich explizit als »national orientiert«, trotz aller transnationalen theologischen Rhetorik. Von daher ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass nahezu alle Bestrebungen, Vertreter der beiden Kirchen an einen Tisch zu bekommen, um über eine Verbesserung der Beziehungen zu diskutieren, von außen herangetragen wurden (S. 327). Zwar spricht Bremer davon, dass die Beziehungen zwischen den Kirchen inzwischen als sehr gut bezeichnet werden könnten (S. 324), aber in der religiösen und tagespolitischen Rhetorik führender Kleriker trifft man auf weit verbreitete Stereotype, die auf ein zumindest zwiespältiges Verhältnis schließen lassen. Problematisch in diesem Zusammenhang ist vor allem die politische Rolle, die den Kirchen in Kroatien und Serbien eingeräumt wird und die immer noch ein Überbleibsel aus der Kriegszeit darstellt. Beispielhaft kann das Verhältnis des kroatischen Klerus mit den Verbrechen des faschistischen Ustaša-Staats genannt werden. Immer noch macht die katholische Kirche Kroatiens keine Anstalten, den überwiegend serbischen Opfern des Konzentrationslagers Jasenovac zu gedenken, einem Konzentrationslager, in dem neueren Schätzungen zufolge bis zu 100.000 Menschen getötet wurden – Serben, Juden, Roma, Kommunisten. Demgegenüber aber hat etwa der Bischof von Gospić, Mile Bogović, in diesem Jahr eine Messe zu Ehren der Opfer des berühmtesten Strafgefangenenlagers im sozialistischen Jugoslawien, Goli otok, abgehalten, und dies am Tag des antifaschistischen Kampfes in Kroatien. Nicht zu Unrecht wurde dies in einigen kroatischen Medien vor allem mit »antikommunistischen« Motiven erklärt, wo doch gerade an diesem Tag das Gedenken an die Opfer des Faschismus begangen werden sollte, wozu sich die kroatische Kirche aber immer noch nicht durchgerungen hat.³⁸ Ähnlich verhält es sich auch mit der orthodoxen Kirche Serbiens, die ihre staatstragende Rolle vor allem in der Ausweitung des Einflusses auf das Bildungs- und Erziehungswesen erblickt.

In diese aktuellen Entwicklungen passt von daher auch der Befund von Thomas Bremer, dass Einzelpersonen der jeweiligen Kirchen sich zwar während des Krieges für einen Dialog und die friedliche Lösung der Konflikte engagiert haben, sie jedoch »[...] von

38 Vgl. etwa den Artikel von *Marinko Čulić*, *Aritmetika politike. Crkva protiv Jasenovca*, in: *Feral Tribune*, 21. lipanj 2006.

ihren Kirchenleitungen nicht akzeptiert, sondern marginalisiert und zuweilen sogar verurteilt« wurden (S. 330). So fällt die Antwort auf die Eingangsfrage keineswegs überraschend aus, wenn Thomas Bremer von einer ambivalenten Rolle des Klerus während der Kriegereignisse spricht. In Zukunft wird sich das »Anliegen der Versöhnung« vor allem daran messen lassen, inwieweit man bereit ist, historische Verantwortung für die Verbrechen im Namen des Glaubens zu übernehmen.

Einem ebenfalls aktuellen Thema widmet sich die Frankfurter Philosophin Dunja Melčić, die in ihrem Aufsatz »Der Diskurs über die Vergangenheit in Kroatien« ein politisch brisantes Kapitel der kroatischen Geschichtspolitik beleuchtet (S. 547–559). Nach einem einführenden Überblick über die politisch instrumentalisierte Vergangenheitspolitik im sozialistischen Jugoslawien, den sie mit dem sehr interessanten Urteil beschließt, dass gerade die politische Manipulation protegierte Konzepte wie den Jugoslawismus und Kommunismus samt ihrer intendierten humanistischen Absicht »geradezu verhöhnt« habe, widmet sie sich der aktuellen Debatte in Kroatien. Diese sei in einer ersten Phase gekennzeichnet durch einen dominierenden ethnonationalen Diskurs, der nach Ansicht der Autorin »aus der gemeinsamen Erfahrung der Bevölkerungsmehrheit in einer Krise, die als nationale Bedrohung wahrgenommen [wurde]«, resultierte, »aber nicht durch heimische nationalistische Propaganda induziert« worden sei (S. 556). Leider sagt die Autorin nicht, worauf sich dieser Befund stützt, bzw. was genau die »nationale Bedrohung« ausmachte, die eine solche ethnonationale »Wende« erforderlich werden ließ. Es besteht kein Zweifel darüber, dass die nationalistische Interpretation kroatischer Geschichte nicht erst mit Beginn der Kriegshandlungen 1991/92 einsetzte, sondern sich spätestens seit dem Kroatischen Frühling 1971/72 in intellektuellen Kreisen verbreitete.³⁹ Inzwischen, so Dunja Melčić, habe sich die kroatische Historiografie vom Nationalismus emanzipiert und bewege sich immer mehr zu einer kritischen Geschichtswissenschaft hin. Als Beispiele nennt sie die beiden Zagreber Historiker Ivo und Slavko Goldstein, die mit ihren Arbeiten »unangenehme« Themen kroatischer Geschichte behandeln. Hier ist der Autorin unbedingt beizupflichten, vor allem die Arbeit über den Holocaust in Zagreb ist eine sehr wichtige Publikation dieser beiden Autoren.⁴⁰ Allerdings macht die Autorin selbst eine Einschränkung, die ihre insgesamt sehr positive Beurteilung der kroatischen Vergangenheitspolitik in Frage stellt: »[...] die Sichtweise der beiden Autoren«, so Dunja Melčić, werde wahrscheinlich »keine übermäßige Zustimmung finden [...]« (S. 557). An dieser Stelle wird klar, dass es in Kroatien immer noch keinen Bereich in der Vergangenheitsdeutung gibt, der nicht höchst kontrovers ist und eine Art *common sense* darstellt. Und dies ist umso problematischer, als es sich bei der angegebenen Publikation nicht etwa um ein politisch motiviertes Buch über den kroatischen Faschismus handelt, sondern es die Autoren vielmehr mit präziser wissenschaftlicher Methode unternehmen, ein dunkles Kapitel der eigenen Geschichte aufzuarbeiten.

Deshalb kann der Rezensent der Autorin auch nicht in ihrem Urteil zustimmen, die offizielle kroatische Politik habe inzwischen eine klare Haltung gegenüber dem faschistischen Ustaša-Staat. Zwar hat der kroatische Premier Ivo Sanader anlässlich der Eröffnung der renovierten Gedenkstätte Jasenovac 2004 deutliche Worte gegen die Verbrechen der kroatischen Faschisten gewählt, doch gleichzeitig besucht sein Bildungs- und Sportminister Dragan Primorac in diesem Jahr ein Konzert des rechtsextremen Sängers Thompson, der bekannt dafür ist, sich mit der Ustaša-Symbolik zu schmücken und in zahlreichen In-

39 Einen parallelen Befund liefert übrigens auch *Nenad Stefanov* in seinem Aufsatz *Geschichte als Religion. Anmerkungen zur gesellschaftlichen Genese der historisierenden Opfermythologie im serbischen Ethno-Nationalismus*, S. 449–460.

40 *Ivo Goldstein/Slavko Goldstein*, *Holocaust u Zagrebu*, Zagreb 2001. Vgl. aber auch *Slavko Goldstein, Židovi u Zagrebu, 1918–1941*, Zagreb 2004.

terviews positive Bezugnahmen auf den Ustaša-Staat macht.⁴¹ Und auch der ehemalige Kandidat für den Premier-Posten in Kroatien, der Sozialdemokrat Ljubo Jurčić, macht keinen Hehl aus seinem »Stolz« auf die Ustaša-Vergangenheit eines Teils seiner Familie. Die Beurteilung des Vergangenheitsdiskurses in Kroatien fällt deshalb mitnichten so positiv aus, wie es die Autorin behauptet – ohne dabei aber die positiven Entwicklungsansätze negieren zu wollen.

Die vorliegende Festschrift bietet, so kann man resümieren, eine sehr gelungene thematische und zeitliche Mischung südosteuropäischer Geschichte, auch wenn an dieser Stelle nur ein ganz kurzer Überblick über ihren Inhalt erfolgen konnte. Und vor allem zeigt sie, dass südosteuropäische Geschichte sowohl »allgemeine« (west-)europäische, als auch »besondere« südosteuropäische Merkmale aufweist, die es in jeder zukünftigen Beschäftigung zu berücksichtigen gilt.

Krunoslav Stojaković, Bielefeld

41 Siehe dazu *Boris Kanzleiter*, Rock Da Vaterland, in: *Jungle World* 46, 15.11.2007.